

**Zeitschrift:** Curaviva : Fachzeitschrift  
**Herausgeber:** Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz  
**Band:** 82 (2011)  
**Heft:** 3: Das Schweigen brechen : mehr Schutz vor sexueller Gewalt in Heimen und Institutionen

**Artikel:** Susanna Maurer, Therapeutin und Mutter einer Tochter mit Behinderung, erzählt : die Eltern plagen Ängste, die Jugendlichen kämpfen gegen Ohnmacht  
**Autor:** Steiner, Barbara  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-805333>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Susanna Maurer, Therapeutin und Mutter einer Tochter mit Behinderung, erzählt

## Die Eltern plagen Ängste, die Jugendlichen kämpfen gegen Ohnmacht

Familientherapeutin Susanna Maurer begleitet junge Frauen und Männer mit Behinderung beim Erwachsenwerden. Dass Aufklärung nur beschränkt Schutz vor Übergriffen bietet, musste sie als Mutter einer behinderten Tochter selber erleben.

Von Barbara Steiner

Die Medienberichterstattung über den Fall H.S. bewegte Susanna Maurer in besonderem Mass. Einerseits unterstützt sie als Familientherapeutin junge Menschen mit Behinderung bei der Ablösung vom Elternhaus, klärt sie auf – und begleitete schon mehrmals Opfer sexueller Übergriffe. Vor allem aber verging sich vor 15 Jahren ein Betreuer in einer Institution an ihrer damals 31-jährigen behinderten Tochter. Es folgte eine sehr belastende Zeit – für das Opfer selber, aber auch für die Eltern und den Bruder. Susanna Maurers Tochter litt lange unter Alpträumen und Schlafstörungen. Der später verurteilte Täter unterstellte der jungen Frau, unwahre Fantasiegeschichten über ihn zu verbreiten. Mit der Genußtuung, die ihr das Gericht zusprach, finanzierte sie eine längere Psychotherapie. Diese half ihr, das Erlebte zu verarbeiten. Heute geht es ihr gut. Sie lebt in einem kleinen Heim und «verliebt sich immer mal wieder neu, geht aber eigentlich am liebsten ihren eigenen Weg», wie Susanna Maurer mit einem Lächeln im Gesicht erzählt.

### Schuldgefühle bei Opfern

Die Familientherapeutin aus dem zürcherischen Uster betreut derzeit eine junge Frau mit Behinderung, die ausserhalb des

Heims einen sexuellen Übergriff erlebte. «Es geht ihr genau gleich wie damals meiner Tochter. Sie sagt, es sei ihr bewusst gewesen, dass man so etwas nicht tun dürfe, aber sie habe einfach nicht Nein sagen können.» Dass sie sich nicht wehrten, verursache bei den Opfern Schuldgefühle. Maurer gibt zu bedenken, dass das Neinsagen auch vielen nichtbehinderten Frauen schwer fällt. «Für Menschen mit Behinderung ist es noch schwieriger, vor allem, wenn ihr Gegenüber autoritär auftritt. Sie wechseln von der Obhut der Eltern in diejenige der Institution, wo Betreuer die Aufgaben von Vater und Mutter weitgehend übernehmen. Sie stecken in einem Spannungsfeld zwischen Hilfsbedürftigkeit und Drang nach Autonomie.» So könne ihre Tochter zwar trotz ihrer Behinderung – verursacht durch einen Gendefekt – alleine zur Arbeit und in die Stadt fahren. Gleichzeitig wisse sie, dass sie nie allein werde leben und eine Familie haben können. Süßigkeiten oder Kosmetika

stellen für sie grosse Verlockungen dar. Ihr Wille, ihnen zu widerstehen, stuft Susanna Maurer auch als Folge der Behinderung als sehr gering ein. Zudem habe sie Mühe, ihre Neugierde zu steuern. Dies gilt auch für den sexuellen Bereich. Damit müssten Betreuende aber umgehen können. «Sich abzugrenzen, gehört zur Professionalität. Wer das nicht kann, ist in der Betreuung von Menschen mit Behinderung am falschen Ort.»

---

**Manche Opfer haben Schuldgefühle, weil sie sich nicht wehrten.**

---

### Die Themen des Lebens

Anders als die Opfer von H.S. können sich die Menschen mit Behinderung, mit denen Susanna Maurer als Therapeutin in Kontakt steht, sprachlich ausdrücken. In der Regel trifft sie die jungen Männer und Frauen alle zwei Wochen; den Auftrag für ihre Begleitung erhält sie von Institutionen, Eltern oder gesetzlichen Vertretern. «Bei schwierigen Ablösungsprozessen vom

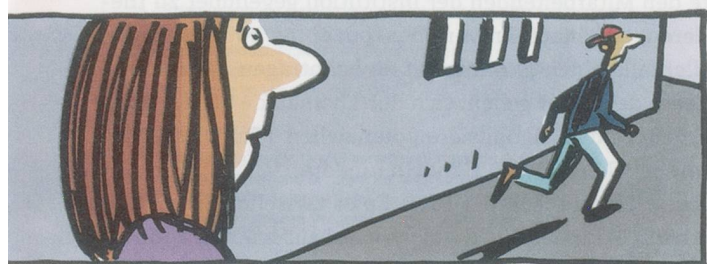




Einmal will Jan Lena auf den Mund küssen. Aber Lena will das nicht.



«Vielleicht später einmal. Im Moment geht mir das zu weit.»



Jan ist enttäuscht und läuft weg. Lena soll nicht sehen, dass er sich schämt.



Jan läuft nach Hause und schliesst sich in sein Zimmer ein.



Manuel schaut bei ihm vorbei und will mit ihm skaten gehen.



Manuel findet es normal, dass in der Liebe nicht immer beide das Gleiche wollen. Wichtig ist, dass man die Grenzen des anderen achtet.

Elternhaus oder anderen heiklen Konstellationen kann es sinnvoll sein, eine aussenstehende Fachperson zur Klärung von Fragen zu Sexualität und weiteren Themen des Lebens beizuziehen. Sie hat einen anderen Zugang zu den jungen Menschen als Eltern und Betreuende und eine andere Optik», sagt Maurer. Am Anfang einer Therapiebeziehung steht das Kennenlernen im Vordergrund; anhand von Unterlagen der – mittlerweile aus finanziellen Gründen geschlossenen – Fachstelle Behinderung und Sexualität (fabs) oder Büchern thematisiert sie mit ihnen Freundschaft und Liebe, redet mit ihnen über ihre Träume und Ängste. Später erübrigen sich solche Kommunikationshilfen: «Die jungen Männer und Frauen sagen mir dann jeweils von sich aus, was sie mit mir besprechen möchten.» Klar abgemacht ist, dass Susanna Maurer nichts von dem, was ihr die Menschen mit Behinderung anvertrauen, weitersagt – ausser die Jugendlichen geben ausdrücklich ihr Einverständnis dazu.

#### Klare Worte klären auf

Der Wunsch nach einem Freund oder einer Freundin taucht in den Gesprächen immer wieder auf. Fast immer sehnen sich die jungen Frauen und Männer nach einem Partner oder einer Part-

nerin ohne Behinderung. «Dass eine solche Beziehung zustande kommt, habe ich aber noch nie erlebt», sagt Maurer. Selbstverständlich sei auch Sexualität für die relativ selbständigen Pubertierenden mit Behinderung ein wichtiges Thema, stellt Maurer fest: «Sie entwickeln sich körperlich wie nichtbehinderte Gleichaltrige, haben aber nicht die gleichen Möglichkeiten, sich mit den Veränderungen auseinanderzusetzen.» Gelegenheiten, mit Freundinnen und Kollegen über Sexualität zu reden, gebe es weniger, und die Fähigkeit, in Teenagerzeitschriften zwischen den Zeilen zu den ge-

wünschten Informationen zu kommen, sei eingeschränkt. Maurer empfiehlt den jungen Menschen mit Behinderung, in möglichst einfachen, klaren Worten zu erklären, was mit ihnen geschieht, und Illustrationen beizuziehen. Gleichzeitig gelte es zu verdeutlichen, dass die Intimsphäre einer Person ganz allein ihr gehöre und es Dinge gebe, die in einen privaten Rahmen und nicht an die Öffentlichkeit gehörten. Besonders behutsam muss Maurer vorgehen bei Jugendlichen, in deren Elternhaus Sexualität ein Tabu ist. Sie erinnert sich noch gut an die Mutter, die sich sehr entsetzt zeigte, als sie bei ihrer Tochter ein Aufklärungsbuch entdeckte. Maurer hatte vom Vormund den Auftrag erhalten, der jungen Frau fehlendes Wissen zu vermitteln. >>

**Es muss deutlich werden, dass die Intimsphäre einer Person ganz allein ihr gehört.**





**«Eltern von behinderten Kindern müssen aktiv sein, lebenslang.»**

Susanna Maurer,  
Familientherapeutin  
und Mutter einer Tochter  
mit Behinderung

Foto: bas

Die bereits pensionierte Susanna Maurer absolvierte ursprünglich eine Ausbildung als Sozialarbeiterin und Familientherapeutin, war am Aufbau der Frühberatungsstelle Horgen ZH beteiligt und leitete diese Institution zehn Jahre lang. Weiter war sie im Jugendsekretariat Rüti ZH in der Erziehungsberatung und als Familientherapeutin in einer Arztpraxis tätig. Sie erlebte noch Zeiten, in denen Aufklärung für Menschen mit Behinderung keine Selbstverständlichkeit war.

**Pflicht, Verdacht zu melden**

«Glücklicherweise hat sich das mittlerweile doch stark gebessert», sagt sie. Schutz vor Übergriffen durch Betreuende biete sie aber nur beschränkt, wie leider auch das Beispiel ihrer Tochter zeige. Gewährleisten müssten diesen Schutz in erster Linie die Institutionen. Die Einrichtung, in der Susanna Maurers Tochter Opfer eines Übergriffs wurde, setzte sich nach der Tat intensiv mit Gewalt auseinander und erarbeitete ein Konzept – was damals sehr fortschrittlich war. Jetzt sind die Mitarbeitenden dort verpflichtet, jeden Verdacht sofort zu melden.

Ob eine solche Regelung damals ihre Tochter vor dem Missbrauch bewahrt hätte, müsse offen bleiben. Tatsache sei aber, dass es Anzeichen dafür gab, zum Beispiel auffallend häufige Gespräche über Sexualität – sie hätten zumindest Anlass geboten, genauer hinzuschauen. «Nach der Tat zeigten sich die Mitarbeitenden dann erschüttert. Nie hätten sie gedacht, das sich etwas Derartiges bei ihnen ereignen könnte, beteuerten sie.»

**Die Ängste der Eltern**

Nach Einschätzung Maurers sind Heime heute sehr wachsam in Bezug auf sexuellen Missbrauch. Mühe bekundet Maurer mit der medialen Aufarbeitung des Falls H.S.: «Sie grenzt an eine ungerechtfertigte Pauschalverurteilung aller Heime.» Für Eltern von Kindern in einer Institution sei dies in zweifacher Hinsicht schwierig. Zum einen bringe es vor allem bei Müttern latent vorhandene Schuldgefühle wieder an die Oberfläche: «Man fragt sich immer, ob man nicht noch mehr hätte tun können für das Kind, und hat ein schlechtes Gewissen, es weggegeben zu haben – auch wenn man weiss, dass dieser Schritt irgendwann richtig und nötig ist.» Zum anderen würden Ängste

geschürt: «Die Vorstellung, dass das eigene Kind einem H.S. in die Hände fallen könnte, ist furchtbar.» Sie rät den Eltern, ihre Ängste den Mitarbeitenden der Institution gegenüber zu thematisieren, sich nach Präventionskonzepten zu erkundigen und allenfalls einen Elternabend zu beantragen. Dies könne dem Team den Input geben, sich der Thematik – erneut – anzunehmen. Und es signalisiere potenziellen Tätern eine Präsenz, die sie allenfalls am Handeln hindere.

Um Übergriffe zu erkennen, brauche es zwischen Eltern und Kindern mit Behinderung, die sich verbal ausdrücken können, ein Vertrauensverhältnis: «Ist es vorhanden, werden sie erzählen, wenn ihnen etwas zugestossen ist. Nicht aber, wenn sie

befürchten müssen, auf Unverständnis zu stossen oder gar verurteilt zu werden.» Bei schwerstbehinderten Menschen bedürfe es einer besonderen Sensibilität, weil sie meist unter vielerlei körperlichen Beschwerden litten und die Gefahr bestehe, jede Unpässlichkeit der Behinderung zuzuschreiben. «Aber: Eine gerötete Scheide oder ein gerötetes Glied können ein Hinweis auf einen Missbrauch sein. Auch Weinen beim Urinieren sollte einen

hellhörig machen.» Auch hier gelte: «Sofort das Gespräch suchen mit den Verantwortlichen, wenn ein ungutes Gefühl vorhanden ist – auch wenn man Gefahr läuft, als unbequem zu gelten.»

**Eltern ein Leben lang**

Bei der Vorbereitung eines Referats ist Susanna Maurer auf eine Aussage gestossen von Katharina Cain, Verfasserin einer psychosozialen Arbeit über Eltern und Geschwister mit behindertem Kind in der Familie: «Eltern eines behinderten Kindes zu sein, heisst nicht nur, es zu lieben, für sein Wohlbefinden zu sorgen, seine Fähigkeiten und seine Persönlichkeitsentwicklung zu fördern, es heisst auch, ihm die Anerkennung seiner Umwelt zu verschaffen, sich für seine Rechte einzusetzen und ihm ein Leben so normal wie möglich in der Gemeinschaft zu sichern. Eltern von behinderten Kindern müssen aktiv sein, lebenslang.» Dieser lebenslange Prozess sei anstrengend, sagt Susanna Maurer. «Andererseits kann diese grosse Herausforderung das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit verstärken, das bestmögliche für das behinderte Familienmitglied getan zu haben.» ●